Die Reise

Cristovão Tezza

[Übersetzung: Marina Corrêa]

Wie es der Zufall so wollte, landete ich im Busterminal, Endstation einer Verkettung von Fehlentscheidungen, die noch — davon war ich überzeugt — weitere Unglücksfälle nach sich ziehen würde, der symbolträchtigste von ihnen ein sinnloser Vortrag, den ich an einer Schule am Arsch der Welt abhalten musste, ausgemacht vor fünf Monaten für ein lächerliches Honorar – weswegen ich jetzt hier sitze, spät in der Nacht, neben diesem ruhigen Mann, der bequem auf dem blauen Plastikstuhl vor sich hin starrt und so wie ich auf den Bus wartet, der uns und die anderen Verstreuten bald zu einer fünfstündigen Reise einsammeln wird, *weil die Stadt keinen naheliegenden Flughafen hat*, wollte ich dem Mann meine Überlegenheit ausdrücken, *nur durch Zufall befinde ich mich hier in diesem sich fortbewegenden Schlachthof, Sie verstehen mich*, und ich suchte nach adäquaten Metaphern für das unlustige Programm, was für ein Reinfall! Ein Workshop für die Ausbildung zum Schriftsteller, *komm! Finde das richtige Wort, fünf Stunden lang hin und her gerüttelt zu werden, im Dunkeln, so eine Scheiße!*, und ich rauche nicht mehr, rauchen wäre jetzt eine ideale Ablenkung, kein Buch in Reichweite, wie dumm von mir, meine Unterlagen im Hotel liegen gelassen zu haben, der einzige Kiosk in der Nähe verkauft ausschließlich Zeitungen von gestern und Selbsthilfebücher.

Um das Ärgernis zu vervollständigen, begann ich die Szenerie einer gepflegten Armut zu beobachten: Gestalten, die sich um ihre Koffer und Taschen kümmerten, andere, die im Café drüben, Ellenbogen auf der Theke, ihre dünnen, abgehärteten Körper ein Weilchen ruhen ließen, bevor sie weiter in die Nacht verschwanden, Autobusgeräusche, Bremsen, das Pfeifen und Kreischen hydraulischer Türen, die Bewegung von Menschen, die wirklich arbeiten gingen und keine Zeit zu verlieren hatten. Ein Bier und ein Gläschen Schnaps hätten mir während der Reise das Einschlafen erleichtern können, aber ich gab die Idee sofort auf, dies würde mich in den frühen Morgenstunden zur Toilette zwingen, das fehlte noch, in einem hin und her schaukelnden Autobus bis nach hinten zu gehen, dann die

kleine schmale Tür zu einem übelriechenden Loch zu öffnen — *ich bin viel zu depressiv*, dachte ich, und schaute wieder auf den Typen neben mir, *schau dir das an, was siehst du da gerade, und übertreibe es bitte nicht*, sagte ich mir, und sah einen gut gekleideten Mann, viel besser gekleidet als ich, rasiert, ein Hauch von Parfüm, ein maßgeschneiderter Anzug, als mache er sich auf zu einer Gerichtsverhandlung und nicht zu einem „Rafting auf Busrädern“, etwas, das uns gerade bevorstand. Die Beine übereinandergeschlagen, sah er mich lächelnd an — *dieser Typ*, sagte ich mir, um mich zu bestrafen, *ist viel besser als du, er wartet ruhig auf die Fahrt im Einklang mit dem Universum und nicht ...* „Ich habe alles verloren“, kam es wie aus der Pistole geschossen, begleitet von einem autistischen Lächeln, *absurd*, wie wenn er gerade das Gegenteil gesagt hätte, „ist das zu fassen?“ Hat er tatsächlich mit mir gesprochen? Jawohl! „Ich bin schon mal hier gewesen“, fügte er hinzu und sah auf die Uhr, „an exakt diesem Bahnhof, vor genau elf Monaten, fünf Tagen und einigen Stunden, um zum Anfang zurückzukehren, mit genau diesem Ticket“, und zeigte es mir, genau wie meins, mit demselben Ziel. „Haben Sie Ihres dabei?“ Und ich sah mich mein Ticket zeigen, Sitz 21. Er überprüfte, seiner war 22, was uns sicher Seite an Seite sitzen ließ, ein Zufall, den er mit lauter Stimme und ausgestreckter Hand feierlich begrüßte: „Sehr erfreut, mein Name ist Rubens!“ Und so, aufjubelnd, glücklich über den eigenen Namen, in einer Art, die ich selbst nie zustande gebracht hätte, ließ ich seinen festen Händedruck widerwillig zu.

„Ich und eine Katze“, setzte er fort, „wir beide sind damals hier angekommen, weil es ein Versprechen war, Versprechen müssen eingehalten werden, finden Sie nicht?“ Ich lächelte, defensiv, ahnungslos darüber, was noch auf mich zukommen würde. „Reich kam ich hier an, arm kehre ich wieder zurück, und die Katze, ja, die Katze hat sich umgebracht“, er lachte über die Vorstellung einer Suizidkatze.

Ein sanfter Spinner, beschloss ich, entspannte meinen Rücken und beobachtete aufmerksam sein Gesicht, um das Syndrom zu erkennen. Diese Beschäftigung erleichterte das Warten, auch wenn ich mich ungern einer vollständigen Konversation hingeben wollte, da hätte ich doch lieber mein Alleinsein abgesichert, verschlossen in meiner schlechten Laune. Peu à peu jedoch begann ich meinen Widerwillen aufzugeben. Rubens war ein seltsam unbedarfter Fremder, *jemand, der ohne Risiko ausgenutzt werden konnte*, schätzte ich, und in dem Moment, als ob er mich durchschaut hätte, sagte er: „Manchmal denke ich,

dass ich benutzt worden bin, aber nein, es war nicht so, mir bleibt sogar einiges an Reserve und ein kleines Haus in Pintadaçu. Das Häuschen wollte ich nie verkaufen – Hühnerzucht, verstehen Sie? Ich gehe lieber Hühner züchten, die sollen alle zum Teufel gehen. Ich bin müde.“

Der Mann lächelte weise und schwieg, mit einer Prise Verbitterung (wer weiß, vielleicht bildete ich es mir nur ein), nein, viel mehr als das, er verkroch sich in seine Stille, er zog sich in sich zusammen und schloss die Augen. Jetzt war ich derjenige, der ihn aus seinem Refugium locken wollte, ich musste meine Zeit füllen, jetzt war ich eher aufgeregt. Ein optimaler Vortragsbeginn: Ich saß ruhig in einem Busterminal in Curitiba, noch 42 Minuten, bis sich die Kiste in Bewegung setzen würde, um mich dorthin zu führen, wo ich *etwas über meine bescheidene Lebenserfahrung weitergeben kann...* genau in dem Augenblick wachte plötzlich dieser gepflegte Mann, dessen Gesten eine gewisse Noblesse erkennen ließen, aus seinem bitteren Schweigen auf, um Arminha zu erwähnen, eine Frau, für die er, sagen wir mal, sein Leben gegeben hätte. „Aber das ist bereits das Ende der Strecke“, erklärte er, und die Hand ruhte bereits freundschaftlich auf meinem Knie, als ob er verhindern wollte, dass ich gehe. Gleichzeitig prüfte er die Abfahrtszeit, schaute auf die Uhr – dabei würden wir ja sowieso Seite an Seite fahren. Die fragmentarische Information – *Arminha* – ließ er aus und setzte wieder von vorne an.

„Alles begann mit einem Lottogewinn, das bringt einen aus der Fassung“, und hier sprach er etwas leiser, fast so, als ob er sich für sein lächerliches Leben, welches im Begriff war, unterzugehen, genieren würde, und gab der Geschichte somit eine plötzliche Wende – zum Ende aller Dinge – zur Philosophie, dem Wesen allen Daseins, dem steten Kopfschütteln, der uralten Volksweisheit, die sich mit dem verschulden, auswendig gelernten Satz oder mit den Inhalten von Leitartikeln vermischt, den ausgeklügelten Denkvorsätzen, „weil sich alles um eine einzige Wahrheit dreht, Sie werden es verstehen“, die Hand weiterhin auf meinem eingezogenen Knie, „der Mensch ist ein...“, und da wurde er noch leiser, flüsternd setzte er die Geschichte fort „ein Hurensohn, verzeihen Sie bitte den Ausdruck.“ „Verstehe ich ganz gut“, dachte ich, aber es blieb sowieso keine Zeit für Scherze, denn der Fahrer stand schon vor dem Bus, um die Fahrkarten einzusammeln, sein Kollege schlichtete das Gepäck in den Kofferraum (was uns eigentlich nicht betraf, ich hatte ja nur für einen Tag gepackt, und Rubens hatte außer sich selbst lediglich eine Geschichte, die

dermaßen schwer war, dass sie ihn den Kopf ständig hängen ließ): „Der Mensch“, fügte er unaufhörlich streng hinzu und machte wieder eine Pause – ein undefinierter stiller Zeitraum, den er mir zur Verfügung stellte, sodass ich ihn selbst füllen konnte. *Bipolare Störung*, sagte ich mir, und schritt im dunklen Autobus voran, Sitz 21, zu meinem Unglück am Fenster, also keine Fluchtmöglichkeit – man kann immer über den Gang fliehen... Der Mann machte es sich auf Sitz 22 bequem, und versperrte mir somit definitiv den Weg. Ich betete, dass der restliche Teil seines Lebenswerks ein guter war und sah mich, optimistisch, vor den Teilnehmern, Schülern und Lehrern in einem etwas kleinen, aber sympathischen Hörsaal. Mein Vortrag würde nach dieser Reise eine – Verzeihung – „Lektion fürs Leben“ sein (ist ja doch das, was alle hören wollen). Wirklich interessiert war ich an Arminha, die, so meine Fantasie, diesen Mann ins Verderben gestürzt hatte, aber als er endlich bequem auf seinem Sitzplatz saß, beschloss er, wieder zu einem Detail am Beginn seiner Erzählung zurückzukehren, also zur Magie der Lotterie: Es begann mit einer Schüssel Milch für eine Streunerkatze auf der Veranda seiner kleinen Holzhütte, überall noch der rote Lehm Boden, „eine Kleinstadt im Entstehen“, so seine Erklärung. Eine schmutzige Streunerkatze, die partout nicht weggehen wollte und plötzlich, aus dem Nichts heraus, der Blick zum Himmel empor, kam sein Versprechen: „Sollte ich diesmal im Lotto gewinnen, kümmere ich mich um die Katze.“ Also war es doch kein Zufall, als er gewann, so etwa um die 900.000. Soweit ich das verstanden habe, machte er bereits seit mindestens 15 Jahren Gelöbnisse dieser Art, so mir nichts, dir nichts, vielversprechende Lottoscheine in der Hand. Einmal schwor er, mit dem Gewinn seine Wohnstraße asphaltieren zu lassen, ein Vorbild für die Stadt; ein andermal versprach er die alte halb verrückte Jungfer zu heiraten, und imitierte dabei ihre Art zu sprechen, indem er die Lippen kaschierte, ohne dabei zu lachen. Sein bizarrstes Versprechen war Priester zu werden, meinte er, „für immer“; oder das Fußballstadion auf den Knien zu durchqueren, nachdem er für die 3000 feiernden Zuschauer die Tickets gekauft hätte – und, während ich mir jenes naive Brasilien anhörte, diese ewige Mischung aus sanfter und ehrlicher Idiotie, schloss Rubens seine Augen, und ließ ruhig sein Leben Revue passieren. „Es war alles eine Frage des richtigen Tipps beim Lottospiel, und das mit der Katze hatte geklappt, eine Streunerkatze, schmutzig und malträtiert“. Was er von Beruf war? Stadtbeamter. „Ich hatte nie wirklich einen guten Kopf, sagte schon mein verwitweter Vater“, kam als Entschuldigung heraus, „und so verbrachte ich mein Leben hinter dem Schalter.“ Der Vater verstarb und es blieb dann der Onkel, der zwischen der einen und der anderen Domino-Partie damals den folgenden Rat

gab: „Fahr nach Curitiba und sprich mit deinem Cousin. Wenn du mit dem ganzen Geld hier bleibst, verlierst du es. Die Menschen haben alle ein Auge drauf.“

„Was ich damals nicht verstanden hatte, war, dass Geld ein Leben komplett verändern konnte. Ich dachte, alles würde genau so bleiben wie bisher“, und mit einer sich selbst tröstenden Gleichgültigkeit: „Ich gehe halt wieder zurück zu meinem Schalter, zur Stadtverwaltung. Alles, was hinauf geht, kommt irgendwann mal wieder hinunter – alles bleibt am selben Ort und das ist gut so. Ich hatte meinem Onkel sogar gutes Geld gegeben, damals, er wollte mir ja helfen.“

Ich war neugierig geworden, doch genau da hielt er inne – ich sah mich vor meinem Publikum, stumm, weil mir das Ende der Geschichte verschwiegen wurde, der Mann hatte mich im Stich gelassen: Er schnarchte im Dunkeln der Reise. Rubens brauchte mich nicht mehr – jetzt war ich derjenige, der ihn brauchte. Ich überlegte mir, die Taktik zu ändern und ging auf Angriff: „Dein Cousin aber, der hat dir doch geholfen, oder?!“ Rubens öffnete die Augen und blickte um sich, verunsichert, wie jemand, der nicht weiß, wo er gerade ist. „Dein Cousin“, bekräftigte ich, „hat er nicht geholfen?“

Im Nu erinnerte er sich: „Ja, schon, mein Cousin sagte sofort ‚Komm! Komm direkt zu mir!‘ Er war so... rührend. Eines Tages stand ich mit meinem kleinen Koffer (ich bin immer ein einfacher Mann gewesen) vor seiner Wohnungstür, den Käfig mit der Streunerkatze in der Hand – Arminha verliebte sich gleich in sie, es war Liebe auf den ersten Blick, sie nahm mir sofort den Käfig ab“, und der Mann streckte seinen Arm quer durch den Gang, mit den breitgefächerten Fingern hielt er den unsichtbaren Käfig vor seinem Körper hin und machte einen weiten Bogen nach hinten, während die kleinen Schritte der Frau das Ding wegtrugen – ein Detail, das ich mir selber vorstellen musste. Gewiss hatte der Käfig gestunken, aber Rubens fehlte der Geruchssinn, allerdings fehlte ihm das Gespür für eigentlich alles. Die Umarmung des Cousins war innig und gleich anschließend sagte dieser: „Als Allererstes solltest du eine möblierte Wohnung kaufen. Und dann schauen wir nach Investitionsmöglichkeiten. Klar werde ich dir helfen! Wir werden zusammenarbeiten!“ Kurze Pause. „Und tatsächlich half er mir am Anfang“, plapperte der Mann und wehrte sich gegen seinen eigenen Missmut: „Ein Unheil sollte man für gewöhnlich mildern. Im Volksmund sagt man, dass Geld wie Wind aus der Hand fliegt,“ lispelte er, „Der Cousin

hatte kaum Schuld an der Sache.“ „Und die Katze?“ Rubens schwieg zwei Sekunden, vielleicht eher, weil er wieder einmal den Sinn herausfinden wollte von dem, was er sagen wollte, denn dieser schien ihm immer wieder zu entgleiten:

„Sie sprang aus dem 12. Stock. Das war bereits in meiner Wohnung, diejenige, die ich dann verkaufen musste, will heißen, die mein Cousin verkauft hat. Arminha erklärte es folgendermaßen: ‚Das Kätzchen war ganz ruhig, stieg über das Fensterbrett zur Blumenkiste‘ (das machte sie ganz gern, so Arminha), ‚sie sprang hoch in die Luft wie in einem Zeichentrickfilm‘. Arminha war den Tränen nahe, als sie es mir erzählte. Tom und Jerry sterben nie, diese Katze jedoch... Ein Selbstmord. Ich hätte die richtige Schlussfolgerung daraus ziehen sollen – der Lotterierpreis gehörte der Katze, nicht mir. Mit ihrem Tod verflüchtigten sich auch meine Rechte.“ Er drehte sich zu mir: „Sind Sie verheiratet?“ „... drei Mal bereits – keine gute Erfahrung.“ Ich wollte eigentlich der Sache eine Prise Humor geben, aber der Mann fand es nicht lustig. Er versuchte meine Worte abzuwägen, während er fatalistisch den Kopf hin und her schüttelte. „Ich hatte zwei Bräute“, und mit einer geometrischen Armbewegung zeichnete er die eine Braut zu seiner Rechten, die andere zu seiner Linken: „Die erste kannte ich seit der Kindheit, sie starb mit sechszwanzig auf der Autobahn, überfahren, und die zweite war Marie, mit der es nicht geklappt hat. Ich bin eben seltsam. Sie beendete die Liaison und heiratete den Geschäftsführer unserer lokalen Bank. Wenn man es sich recht überlegt, ein guter Tausch“, stellte Rubens fest, auch hier wieder ohne zu lachen. *Denn ich bin ja nur ein einfacher Stadtbeamter*, hörte ich ihn sagen, aber er schwieg. Ein Säugling begann heftig zu weinen, drei oder vier Sitze vor uns. Die Mutter murmelte unnützen Trost. Ich spürte einen Stich schlechter Laune emporsteigen und bald verwandelte sich diese in Kopfschmerzen, meine übliche Migräne, ein akutes Stechen hinter den Augen – das Kind würde die ganze Nacht heulen. Ich massierte kräftig meine Schläfen.

„Als ich Arminha den Käfig mit der Katze tragen sah, da habe ich...“ und der Mann hielt inne. Ich öffnete die Augen und er, im Dunkeln, sah um sich, wer weiß, vielleicht befürchtete er, jemand anderer würde seine Lebensgeschichte mithören. Gleichzeitig weinte das Kind im Hintergrund weiter. Er musste zugeben, „Ich habe mich in sie verliebt. Deswegen habe ich...“ *Aber klar doch, das kann passieren*, hätte ich beinahe gesagt, aber ich schwieg. Zwischen den Kopfschmerzen und dem heulenden Kind versuchte ich weiterhin das Syndrom festzustellen: ein sprachgewandter Mann, zweifellos. Er sprach

sogar mit einem gewissen Genuss, hier und da ließ er sich einen gut konstruierten Satz auf der Zunge zergehen, mit einem Hauch von Rhetorik, wer weiß, vielleicht in den Magistratssitzungen aufgeschnappt, oder beim Schalter zufällig gehört, oder aber auch vom wohlwollenden Onkel aufgenommen, zwischen der einen und der anderen Domino-Partie. Mit aller Vorsicht fügte er zwei oder drei anspruchsvollere Wörter ein, wie wenn man eine kandierte Kirsche auf die Spitze einer Sahnetorte platzieren würde. „Ich hatte schon immer altruistische Züge, ohne mir dessen bewusst zu sein“, philosophierte der Mann und seine Stimme veränderte sich schlagartig: „Ja, ein guter Mensch“, und wieder einmal berührte er mein Knie mit zwei Klapsen, freundschaftlich, „ein guter Mensch.“ Ich glaubte ihm, ein guter Mensch zu sein. „Aber diese Art Mensch ist nichts wert“, schlussfolgerte Rubens, indem er das Schlagwort vom Busterminal wieder aufnahm – ein argumentativer Kurzschluss. „Ein guter Mensch, der nichts wert ist – wie denn beide vereinbaren, wenn sie ein und derselbe sind?“

Ich versuchte mich zurechtzufinden und sah mich wieder vor dem Publikum in Pintadaçu, die Erstsemestrigen der Philologie, junge Frauen, Professoren, die stolz auf den Besuch des Schriftstellers waren, die Eröffnungsrede des Vorstands, jemand mit einer Kamera, der darauf wartete, einen Schnappschuss an der Seite des Schriftstellers festzuhalten, „Seht, Freunde, es ging einfach darum herauszufinden, ob mit ‚gutem Menschen‘ Arminha, seine Leidenschaft, gemeint war, oder zugegebenermaßen er selbst“. So sah ich mich am nächsten Tag meinen Vortrag halten und tatsächlich war ich beruhigt, mich so sprechen zu hören – ich hatte immerhin etwas zu sagen. So könnte ich meinen geringen Selbstwert rechtfertigen, den Scheck würde man mir in einem diskreten Umschlag übergeben, die Steuer und die Sozialversicherung bereits abgezogen. Arschlöcher. Ein guter Mensch. „Wie war sie?“, fragte ich spontan. Endlich lächelte er im Dunkeln, ich konnte das Leuchten seiner Zähne sehen. Er wurde leiser, die Hand ruhte wieder auf meinem Knie: „Brünett, sie ist brünett, eher klein, 1,57, ihre fleischigen Lippen erinnern an José de Alencars *Iracema*: Die Haare, schwarz. Schwarz, glatt und kurz“, präziserte er, „hier geschnitten“ und rasch zog er mit dem Finger, messerscharf, eine Linie um den Hals, „wie Cleopatra“, fügte er hinzu, ohne dabei zu lachen. „Das erste Mal, als ich Arminha sah, trug sie einen weißen Rock mit blauen Vögeln als Muster; die dazu passende hellblaue Bluse hatte blaue Maschen an den Ärmeln. Sie trug Ohrhänger, und an ihren Fingern waren zwei oder drei Ringe zu sehen, einer davon mit einem Edelstein“, erinnerte er sich und wieder

hob er die Hand mit dem gestreckten kleinen Finger, den unsichtbaren dreckigen Katzenkäfig haltend, mit jener Katze, die Arminha Wochen später vom 12. Stock hinunterwerfen würde, um anschließend ihre Krokodilstränen fließen zu lassen. Das alles wegen ihrer fulminanten Leidenschaft einem geldgestopften Mann gegenüber, der in dem Moment durch die Tür gegangen war (fast hätte er sie bei der Tat erwischt) und besorgt nach dem Grund für das Weinen der Geliebten fragte – die Studenten würden mich in dem Moment voller Spannung anschauen, erwartungsvoll auf den Abschluss, auf die sogenannte Moral der Geschichte pochend. *Es war Liebe auf den ersten Blick*, würde ich dann sagen, nachdem ich am Wasserglas genippt hätte: „Geld macht die Menschen blind“, und damit wäre mir das positive Echo der Ärmeren im Publikum sicher gewesen. Für Menschen vom Land, die ein Leben lang in ebenerdigen Häusern gewohnt und sich unter einem einfachen Dach gut aufgehoben gefühlt hatten, den Himmel zum Greifen nah, stellt das Hochhaus einer Großstadt, kalt und abstrakt, nur noch eine *Idee* des Wohnbaren dar: Wir bewohnen ein Inneres ohne ein Äußeres, verwandeln uns in Gedanken, die mit dem Aufzug hinauf und hinab fahren, die Korridore durchlaufen, geometrische Grotten und Höhlen. Es sind hochstehende Tunnels, aus deren Fenstern künstliches Licht in langen Fäden hinaus strahlt, Oberflächen, auf denen wir eine Szenerie von aufgesteckten Hochhäusern betrachten, als würden wir von einem anderen Planeten aus hinabblicken... Ich schloss die Augen, schlief ein im sanften Gerüttel des Autobusses, Kopfschmerzen unter Kontrolle.

„Ist das hier gut genug?“, öffnete der Cousin vorsichtig die Tür zu einem bereits möblierten Wohnzimmer, zwei Wochen später. Der Immobilienmakler an seiner Seite lächelte freundlich und der Cousin setzte fort: „Schau, das ist die ideale Größe für dich, ist nahe der Innenstadt und nicht weit von mir, so können wir immer in Reichweite bleiben“. Rubens unterschrieb den Scheck, berauscht, 322.000 Reais. „Ich erledige die Papiere für dich“, gab der Cousin deutlich zu verstehen und verwahrte den Scheck mit einer natürlichen Geste in der Hosentasche. *Wie viel kostet eine Frau? Nein, so etwas fragt man nicht*, korrigierte ich mich selbst, noch nicht ganz im Schlaf versunken, *sowas kann man nur selbst herausfinden, indem man im Kreis geht und öfters den Kopf gegen die Wand schlägt*.

„Wann hat es begonnen?“ Seine Augen hielt er geschlossen, als die Antwort kam: „Gleich am ersten Tag“. „Sehen Sie“, würde ich dem hypnotisierten Publikum andeuten – und begann die Reise richtiggehend zu genießen, *möglicherweise hat der Dialog zwischen Arminha und ihrem Ehemann gleich an jenem Nachmittag stattgefunden, vielleicht aber auch am Tag darauf, im bescheidenen Wohnzimmer ihrer Wohnung*, und es war nicht so leicht wie es jetzt, aus der Distanz, den Anschein hat. Wer weiß das schon, vielleicht doch etwas früher, gleich nach dem Telefonat, als der Cousin noch auf dem Land war. Vielleicht steckte tatsächlich eine gute Absicht dahinter, etwas wesentlich Einfaches, aber gleichzeitig Wirksames: *Wir helfen unserem Cousin. Ja, wir helfen ihm*. Beide waren sich für eine Minute stillschweigend darüber einig, sinnierend – eventuell dachten sie über das Gute im Menschen nach. Dann fragte sie: „Ist er ledig?“ Der Mann stand auf und machte zwei Schritte bis zur Theke, wo ein Tablett mit einer alten Thermoskanne war, dazu ein passendes Tischtüchlein mit ewigen Kaffeeflecken und einer stets leeren Zuckerdose. Er spürte einen gewissen Reiz in sich aufsteigen, eine Verstimmung sozusagen, vielleicht eine Irritation zweiten Ranges gegenüber seiner Frau, oder auch nur einen Hauch davon, ein wie aus der Luft gegriffenes Missfallen, das sich im selben Augenblick auflöste. Der Gedanke an den Cousin vom Land kam wieder und mit ihm auch ein Haufen Geld. „Wir werden helfen“, wiederholte er entschlossener, wenn auch etwas betrübt, und trank den bereits kalten Kaffee ohne Zucker. „Ich denke schon. Ich weiß nicht genau, ich glaube, er war schon einmal verheiratet. Jedenfalls hatte er immer schon den Ruf eines Idioten“, und spürte die kalte und bittere Flüssigkeit in seinem Rachen. Die Frau schlug ihre Beine provozierend übereinander, das eine Knie exponierter als das andere. Die Finger mit ihrem abgenutzten Nagellack spielten nachdenklich mit dem Saum des blauen Rocks, der auf die braune Haut ihrer Oberschenkel fiel. Sie dachte auch nach, erhob den Kopf und lächelte: „Die Leute reden viel zu viel.“

„So ist es!“

Vielleicht hatte der Mann in dem Moment eine Art Begehren für die Frau empfunden, ein etwas strapaziertes Empfinden, nach den kinderlosen Ehejahren, bestehend aus Geldmangel und Langeweile. Wer weiß, vielleicht hätte er sie lustvoll vom Sessel gehoben, gegen die Wand gepresst und mit den Fingern ihren Rock hochgezogen, um den roten Slip zu erreichen, sie würde sich ihm ganz hingeben, pornographisch geil, wunderbar hurenhaft,

mit ihren gehobenen Oberschenkeln würde sie seine Hüfte mit einem Schwung umschlingen – ein schmutziges und erregendes Einverständnis wäre somit besiegelt – alle Gemeinplätze einer Leidenschaft aus dem Kleinmilieu der Vorstadt begegnen sich in einer schön stilisierten Vulgarität.

Aber ich löschte sofort dieses Bild aus meinen Gedanken – wie hätte ich es vor einem Publikum anbringen können, das aufmerksam, still, sensibel, prüde und großherzig zuhörte, voller Hochachtung und Bewunderung für meine Person? Ich zog es vor, ihn den sauren Kaffee hinunterwürgen zu lassen, die Finger von Arminha beobachtend, wie sie den imaginären Saum ihres blauen Rocks nachfuhr, und ließ sie wie per Zufall die Gedanken ihres Mannes erraten:

„Diese Fingernägel sehen fürchterlich aus. Ich habe bereits einen Termin bei der Maniküre.“ Und so nahm die Welt scheinbar wieder ihren Lauf. Er wollte sie küssen, vielleicht ein Abschiedskuss, bevor er in die Arbeit ging, zum Gebrauchtwarenhändler, oder vielleicht etwas mehr als das, ein etwas längerer Kuss, als ob die Ankunft des Cousins beziehungsweise seine bloße Gegenwart die Magie hätte, die gesamte Wohnung zu durchströmen – Cousins sind eben aphrodisierend. Er tat es aber nicht. An der Tür hielt er eine Sekunde inne und schlug locker vor: „Warum geht ihr nicht gemeinsam ins Einkaufszentrum?“

„Zart berührten mich ihre Finger in der Umkleidekabine“, und Rubens zeigte im Dunkeln seine Zähne, glücklich in der Erinnerung. „Am Anfang, fast ohne jegliche Absicht, überprüfte sie mit einem mütterlichen Blick den Schnitt der Jacke, musterte das Detail der Naht, die Anfertigung der Jackentasche, ein Blick, der über meinen Körper hinauf- und hinabließ, als ob ich ein Mannequin aus Gips wäre, ihre Finger glätteten hier und da die Endungen und Bügelfalten.“ Rubens fehlte die Sprache, er bestand nur noch aus Gefühlen, ich war derjenige, der für ihn schrieb. Ein Mann voller Gefühle! Welch Seltenheit! Da saß er im Autobus und konnte nur noch in der Lage sein, in Abständen zu erzählen, seinen Blick in das Unendliche der sich eingrenzenden Dunkelheit gerichtet: „Was mir passierte, werter Nachbar, ist, dass ich seit vielen Jahren ohne jegliche Zuneigung gelebt hatte.“ Das ließ mich verstummen. Ich verschluckte mich, als ob ich selber dieser Mann gewesen wäre: Beatriz, Claudia, Antonia – sie alle. *Seit vielen Jahren ohne Zuneigung gelebt,*

wiederholte sich die Feststellung andauernd in meinem Gedächtnis, ein Satz, der eigentlich perfekt auf ihn zugeschnitten war, aber nicht in derselben Form wie für mich. Ich war verlogen, er dagegen ehrlich.

„Sie zog den Vorhang der Umkleidekabine zu“, und Rubens' Hand, die vorhin den ekelerregenden Katzenkäfig gehalten hatte, Arminha nachahmend, imitierte jetzt die Geste des Vorhangschließens, jenes delikate Ziehen der kleinen Rädchen oben an der Schiene, die Leichtigkeit ihres Arms von einer Seite zur anderen – zapp! Rasch von professioneller Hand gezogen, um die Privatsphäre des Kunden zu wahren, *von innen*, gab er murmelnd zu verstehen, „sie zog den Vorhang von innen zu, wir waren beide auf einem Quadratmeter gefangen, ohne jegliche Laszivität,“ beendete er den Satz, glücklich über die gelungene Wortwahl, vielleicht hatte er das Wort schon länger vorgekaut, bevor er es präzise zur Überprüfung in die Aussage platzierte. Ja, bis dahin wollte sie ihm nur helfen, so verloren war er in einem Einkaufszentrum („sie selbst war nur selten in ihrem Leben dort gewesen“, fügte er mit einem leichten Hauch Bössigkeit hinzu – ein Funken Ressentiment vielleicht, „das arme Weib“). Gelassen gab sie Befehle, wie eine Mutter ihrem Kind: „Zieh dieses Sakko wieder aus, probier mal das, warte, lass mich hier ...“ und auf den Fußspitzen umgarnte sie den Mann fast ohne ihn zu berühren, das Gesicht sehr nah, die Hände den Kragen justierend, hinten am Hals, *warte*, sagte sie leise, zart, ihr Parfum überall in der Luft. „Es war so gut,“ und sein Herz geriet ins Schleudern. So viele Jahre ohne Liebe, erinnerte er sich wieder – aber nicht jetzt, denn in dem Moment triumphierte er: „Du brauchst eine neue Wohnung,“ versuchte Rubens mit fester Stimme wiederzugeben, aber er brachte nur ein nervöses Stottern heraus, sein Kopf nach vorne gebeugt, „und sie lächelte nicht einmal, drehte das Gesicht zur Seite, als ob sie es nicht gehört hätte.“ Sie überprüfte jetzt seinen Hüftumfang, ihre Finger liefen zwischen Hose und Bauch, den er reflexartig einzog – ich lächelte gedanklich über die entworfene Szene. Ist gut, sagte sie, du brauchst einen schwarzen Gürtel, der zu den Schuhen passt.

„Als ob wir schon 30 Jahre zusammen gelebt hätten“, und seine Zähne glänzten wieder im Dunkeln, als wäre dies eine gute Sache. „Die Begierde in jener Umkleidekabine zu spüren...“ – und sie betrat diese noch dreimal, zum Anprobieren von je drei Hemden, die zarten Finger stets am Vorhang ziehend.

„Aber... hat er sich nicht unschicklich verhalten?!“, ließ ich gedanklich den Ehemann fragen, als sie, en passant, das Wohnungsangebot am Abend erwähnte, schließlich hatten sie ja viel für den Cousin getan und ... „Irgendetwas *Größeres*“, betonte sie, und schaute mit einer leichten Grimasse um sich. „Unschicklich?“ Kurze Pause. „Hmm... nein, nicht. Nein“, und, entschlossen: „Auf gar keinen Fall. Er ist nur ein einfacher Mann. Wir müssen ihm verzeihen, er ist ein einfacher Mann“, derselbe logische Mechanismus ging den beiden durch den Kopf und eine Prise der Erleichterung beruhigte sie, schlussendlich zog der Mann die Frau an sich.

„Ein guter Mensch.“ Ich stellte mir vor, wie er, an die Zukunft denkend, Arminha auf die Stirn küsste. „Ich habe dir frischen Kaffee gemacht“, sagte sie und befreite sich mit zwei Schritten Richtung Theke, wo sie die Thermoskanne öffnete, „und die Zuckerdose ist auch wieder voll.“

Das war ein guter Moment der Reise – die vollkommene Dunkelheit, das leichte Rauschen des Motors, unsere Augen geschlossen. „Sehen Sie“, würde ich der Zuhörerschaft sagen, jetzt schon im Bemühen, meinen Vortrag mit einer plausiblen Interpretation abzuschließen und jenen Mann nicht als bloße Karikatur, die er nun einmal war, reduziert zurückzulassen. „Das große Los ist die Liebe, die Liebeswelt“, und hier gab ich meiner Seele einen Richtungswechsel, zu mir selbst, alleine in meiner mentalen Umkleidekabine. In seinem Fall waren die Kabinen konkret. „Du brauchst neue Hosen!“, sie war tatsächlich eine gute Freundin. „Du wirst ihn nicht wieder erkennen“, sagte Arminha zu ihrem Mann, als sie ihm den Kaffee einschenkte. „Er ist sehr elegant geworden“, und beide lächelten.

„In dem Moment stellte ich fest, dass ich sie liebte“, lispelte er, unerwartet, den Kopf zu mir gewandt. Ich konnte seine Atemzüge im Dunkeln hören. „Ich hätte Arminha gerne zum Spazieren ausgeführt, um mit ihr gemeinsam den Sternen zu lauschen“, setzte er etwas melancholisch fort, glücklich über das erschaffene Bild. Wann im Leben könnte Paulo Donetti etwas Ähnliches von sich geben, mit leichter Seele, ohne Sarkasmus? Siehe da, Sternen lauschen!, aber ich vergaß mich selbst und spitzte die Ohren, da er weiterredete. Bei einer anderen Gelegenheit, in einem anderen Einkaufszentrum (ich wurde zum emsigen Besucher dieser Kaufhäuser, lud sie immer wieder ein, mir beim Einkaufen zu helfen, schließlich war dies der einzige Ort, an dem wir..., verstehst du?) – diesmal ging es

um eine Krawatte. „Du weißt nicht, wie man Farben kombiniert“, sagte Arminha streng und band sie mit sanfter Hand, indem sie die Schleife um seinen Kragen zurechtmachte und ihn gleichzeitig nach hinten schubste, da auch ein Hemd infrage kam, ein gutes Alibi, und diesmal, so schien es, hatte die Intensität der Leidenschaft sie sogar daran gehindert, den Vorhang richtig zuzuziehen (um 10 Uhr morgens, sagte er mir, wie ein Spezialist, der mit dem Finger aufzeigend einen Rat erteilte, die Stimme ernst: „Geh zum Einkaufszentrum um diese Zeit, da ist kaum was los, die Geschäfte sind leer und niemand steht bei den Umkleidekabinen herum!“) Plötzlich überkam mich ein Schweigeschock, schüchtern stand ich dem Publikum gegenüber, bedauerlicherweise bin ich niemals ein extrovertierter Schriftsteller gewesen, jeder letztklassiger Schreiberling hätte mit diesem Detail großes Vergnügen gehabt, das Publikum in Lachtränen versetzt, die Studenten hätten zum ersten Mal den Geist dieses verkannten Genies, den sie von der Lehrerin als Pflichtlektüre vorgeschrieben bekommen hatten, erkannt, aber bei mir ging das einfach nicht. Steckengeblieben bei meinem gleichsam schüchternen Protagonisten, den ich mit einem unerklärlichen Schamgefühl dem Publikum dargestellt hatte, ein Mann, der ohne Liebe und gleichfalls ohne Geld in einem Autobus hin und her gerüttelt nach Hause zurückkehrte, der mir sein beklagenswertes Leben gestand. „Ich liebe dich“, sagte er, wahrscheinlich mit einer zitternden, leisen Stimme, und mir schien er in Glückseligkeit verfallen, die leichten Klapse auf meinen Knien betonten seinen Zustand. Die Zähne reihten sich zu einem Lächeln über eine Erinnerung, die fortgefahren war, die Stimme von Arminha vermengte sich mit Eiscreme, „Hmm, es schmeckt!“, sie stand neben der Rolltreppe: „Wir müssen aufpassen, Liebling.“

„Was sagst du?“

Und meine Frage entsprach genau dem Blick der vor mir sitzenden Studenten, die schöne aufmerksame Jugend, die jetzt, ohne Literatur, die krasse Realität des Lebens erwartete: Ob sie im Bett gelandet seien? Das verriet er mir nicht, ich sagte aber nicht, dass dem nicht so war. „Und während dieser Zeit floss das Geld in Strömen“, Rubens lächelte, wie jemand, der Schwalben den blauen Himmel durchstreifen sieht. Welch schönes Bild für die Seele. „Sie war wie eine Schwalbe“, träumte er.

„Ein neues Auto, warum nicht?“, schlug der Ehemann vor, als er sie so fröhlich sah. „Ja, auch ein Auto!“, sagte sie, „Und eine Ganztags-Haushaltshilfe, denn ich halte es hier nicht mehr aus!“ Sie betrachtete ihre jetzt immer gepflegten Fingernägel. „Er ist so süß“ – da schauten mich die Studenten aufmerksam an, um herauszufinden, ob sie Arminhas Aussage wirklich glauben sollten. Solch ein alter und überholter allwissender Erzähler, wer glaubt schon sowas? Ich hielt inne. Der Vortrag, dem Ende nahe, ließ Rubens fürchten, alldem lauthals zuzustimmen. Arminhas Ehemann verstand, was sie damit sagen wollte, ganz klar, die Grenzen sind fließend – Schweigen ist manchmal Gold wert.

Etwas Unsagbares blieb in der Luft hängen und wies darauf hin, dass die Reise ihr Ende erreicht hatte, noch im Dunkeln, kurz vor dem Morgengrauen – das Gefühl, als hätte die Zeitmaschine eine Pause gemacht. Kurze, andersartige Geräusche eines unvollständigen Schlafs machen sich hier und da bemerkbar, ein Atemzug von einem, der sich plötzlich bewegt. Ich öffnete die Augen und wie in meiner brutalen Vorsehung wurden die Lichter eingeschaltet. Ich fühlte die abschließende kumpelhafte Berührung auf meinem Knie: „„Das Geld ist ein Unheil. Wir haben alles verloren“, sagte mein Cousin. „Gut, dass ich für dich etwas auf die Seite gelegt habe“, und verständnisvoll drückte er meinen Arm in einer Geste der Solidarität. Ich blickte um mich, dachte nur an sie. Ist das zu fassen? Ich hatte nicht an das Geld gedacht, sondern nur an sie. Was würde aus uns werden?“ Ich verhaspelte mich, die Seele ganz in Weiß, und er sagte: „„Arminha? Möchtest du wissen, was mit Arminha ist?““ Die Hand fest auf der Schulter des Cousins, Auge in Auge, der diskrete Ton der Anschuldigung: „„Fehlt sie dir?“ Nein, ich ..., und meine Beine verloren den Halt, schrecklich... „Ich wollte nur...“ und mein Cousin behielt seine Hand auf meiner Schulter, um dann zu sagen: „Sie ist in den Süden gereist, die Mutter besuchen. Sie war verwirrt von der Nachricht“, und der Cousin umarmte Rubens, schlussendlich ergriffen: „Ich habe getan, was ich konnte, mein Lieber. Glaub mir. Komm, trink einen Kaffee.““ Und es war so, als ob ich die neue Thermosflasche vor mir gesehen hätte, die nicht mehr auf das Tischtuch tröpfelte, beim Einschenken fragte er freundlich: „Zwei Löffel Zucker?“ Ich bin wach geworden, kurz bevor Rubens im Busterminal verschwand, ohne sich zu verabschieden, wie zerstäubt im Licht des angehenden Tags. Vielleicht genierte er sich, dachte ich, um der Szene einen Sinn zu geben. Jemand macht sich vor einem Unbekannten lächerlich – aber nein. Er war anders als ich, ein durchsichtiger Mann, ein... guter Mensch, beschloss ich, und schloss Frieden mit dieser Spezies, meine Seele ist schwach. Ein

Mädchen berührte meine Schulter mit einem Lächeln, erregt, glücklich: „Sind Sie Paulo Donetti? Ich bin Gabriela, von der Fakultätsvertretung.“ „Sehr erfreut!“ „Ich führe Sie zum Hotel. Haben Sie Gepäck? War die Reise angenehm?“

Ich dankte diskret für den Applaus. Ein Student und zwei Studentinnen kamen auf mich zu mit Büchern in der Hand, wollten Autogramme. Jemand borgte mir einen Kugelschreiber. Eine Gruppe wollte ein gemeinsames Foto, *Sie in der Mitte, klar!*, insistierten sie, mich von der Seite holend. Danach schenkte mir ein Professor seine Gedichtsammlung, bereits mit Widmung, *Für den großen Schriftsteller Paulo Donetti, der ...* und noch eine andere Gruppe wollte ein Foto mit mir. Später übergab der Direktor einen Umschlag, den ich gleich, ohne den Inhalt zu überprüfen, in der Hosentasche vergrub. Den Studenten hat Ihr Vortrag sehr gut gefallen, sagte er nachdrücklich. Möchten Sie einen Kaffee?

Viagem / Die Reise. Trad. Marina Corrêa. In: Contos do Brasil - 200 anos de literatura brasileira. vol. II. Embaixada do Brasil em Viena, 2022. pp. 470-581.